



# Schneller als die Angst

9 rasante  
Kurz-Krimis

Obelisk

Tschack. „Noch 28 Minuten sieben Sekunden.“

Ich rannte los. Aus der Wohnung, die Treppe runter, zum Fahrradraum. Mein Rad hatte Tschack vor Wochen in die Donau geschmissen, also schnappte ich mir Maries Kinderfahrrad. Damit würde ich lächerlich aussehen, aber egal.

Vor der Gartentür stieß ich fast mit der alten Pribil zusammen. Nero, ihr Labrador, bellte und sprang an mir hoch. „Können Sie mir fünfzig Euro leihen?“, fragte ich. „Bitte! Sonst stirbt Samantha!“

Die Pribil wackelte mit dem Kopf. „Erzähl kein Märchen.“ Sie hielt mir die volle Einkaufstasche hin. „Hilf mir lieber!“

Mist! Wie oft hatte ich schon ihre Taschen rauf- und den Müll

runtergeschleppt. Aber wenn man einmal was von einem Erwachsenen braucht, nimmt einen keiner ernst. „Keine Zeit!“

Mein Plan bestand aus drei Buchstaben: OMA. Wie ein Irrer trat ich in die Pedale und erreichte ihr Haus in Rekordzeit. Sie würde mir helfen, bestimmt. Nach dem fünften Klingeln fiel mir ein, dass sie sich montags mit ihren Freundinnen zum Kartenspielen traf. Im Café Timischl. Ich zurück aufs Rad und los. Als ich das Café erreichte, war ich schweißgebadet und japste nach Luft. Nur noch 13 Minuten. Zwei vergingen beim Stammeln meiner Bitte und dem Versuch, die Warum-Fragen der alten Ladys abzublocken. „Keine Zeit für Erklärungen!“

Oma sah mich traurig an. „So kenne

ich dich gar nicht.“ Trotzdem öffneten sie ihre Geldbörse. Nur ein Zehner drin.

Ich war verzweifelt. Wäre ich bloß zu Rainer Rosenberg gefahren! Rainer war zwar nicht mein Freund, aber mein Banknachbar und ganz okay. Seine Eltern hatten Geld wie Heu. Bestimmt hätte er mir was geliehen. Zu spät! Nur noch zehneinhalb Minuten. Ich musste zurück. Um Zeit zu sparen, fuhr ich mit Karacho über die Gehsteigkante, statt Maries Rad auf die Straße zu schieben. Ein Fehler. Etwas brach, fast wäre ich gestürzt. Das Kinderfahrrad war hinüber. Ich ließ es liegen und preschte los. Sah auf die Uhr, rannte, keuchte. Schaffte vielleicht einen halben Kilometer, dann ging mir die Luft aus. Ich blieb stehen, holte mein Asthmaspray raus. Sprühte, atmete.

Weiter!

Als ich mit fünf Minuten Verspätung ankam, hörte ich eine Kinderstimme schreien: „Nein! Das dürft ihr nicht!“ Sie hatten Marie. Ich keuchte die Stiegen rauf, stieß die Tür auf. Die kleine Kröte strampelte wie eine Irre, aber Nessa hielt sie fest. Nik ging gerade mit dem Messer auf Samantha los, und Tschack grinste.

„Hört auf!“, brüllte ich. Aber das Messer fuhr nieder und hieb ein Stück Leguanschwanz ab.

Dann lief alles aus dem Ruder. Samantha schnellte herum und biss Nik in die Wange. Der schrie auf. „Mistvieh!“ Wutschnaubend rammte er das Messer in ihren Bauch. Sie fiel vom Ast, zuckte noch ein paar Mal, lag still.

Ich war wie gelähmt. Begriff nicht. Samantha – mein ganzer Stolz, das

letzte Geschenk meines Vaters – tot?

Da heulte Marie auf, riss sich los. Stürzte aus dem Zimmer. Ich sah die Panik in ihrem Gesicht. „Marie!“ Ich musste hinterher. „Warte!“ Aber sie lief schon die Treppe runter. „Bleib stehen! Es wird ...“ Das „alles gut“ blieb mir im Hals stecken. Ich konnte sie nicht einholen. Ohne zu schauen rannte sie auf die Straße.

„Stopp!“

Zu spät. Der Van kam von rechts. Bremsen quietschten. Marie prallte auf die Kühlerhaube, prallte zurück auf die Straße, wurde überrollt.

„Nein!“ Ich presste die Hände auf meine Augen. Konnte nicht hinsehen. Sie war doch erst acht! Mama würde es nicht überleben. Und ich auch nicht.

Auf einmal wurde es still. Nebel